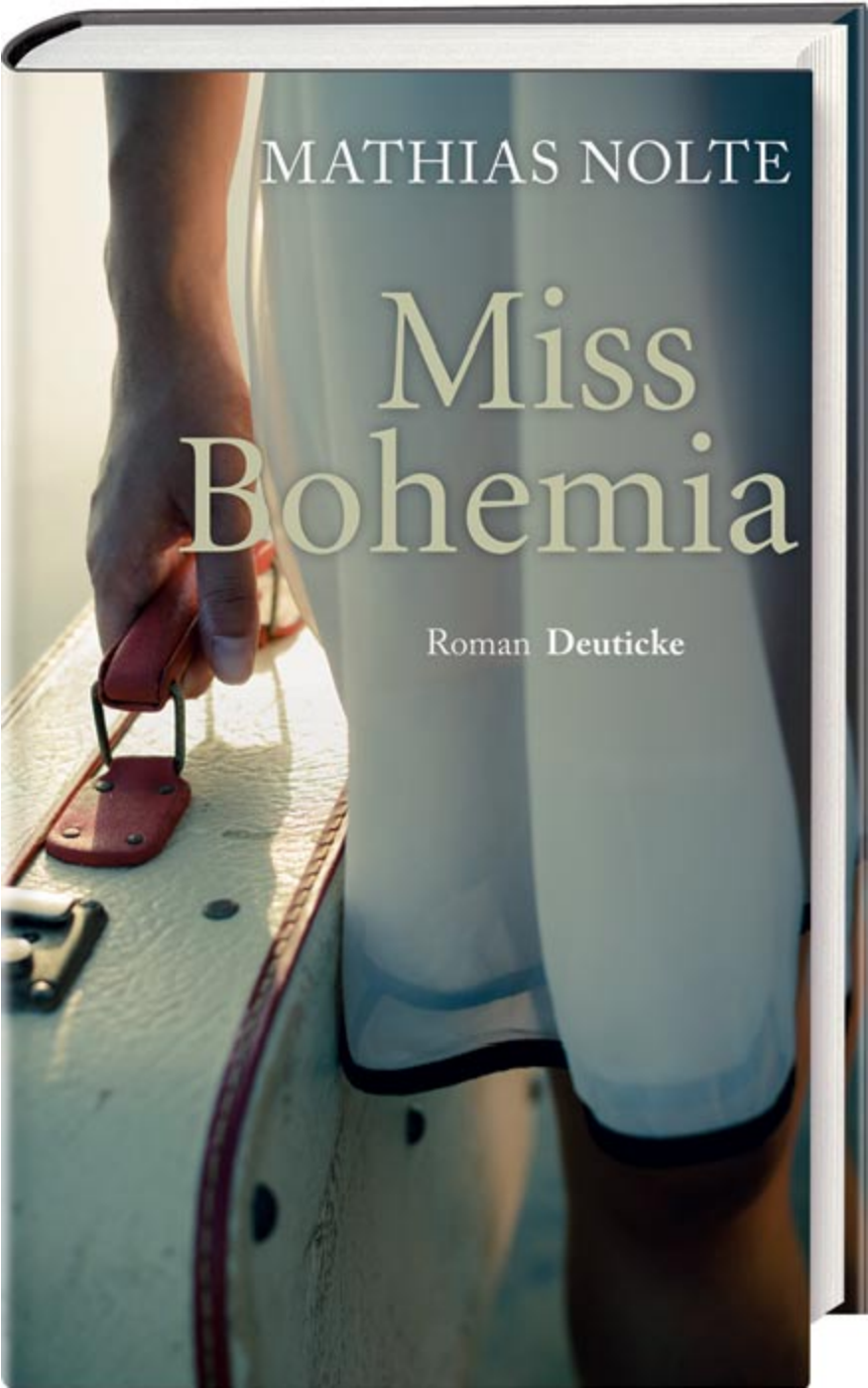




MATHIAS NOLTE

Miss Bohemia

Roman Deuticke



Deuticke E-Book

Mathias Nolte

Miss Bohemia

Roman

Deuticke

ISBN 978-3-552-06217-7

Alle Rechte vorbehalten

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2013

Textnachweis: »Some broken hearts never mend« Musik &

Text: Wayland D. Holyfield; © Bibio Music Publishing, Inc.,

Universal PolyGram Int. Publishing, Inc./Universal Music

Publishing GmbH

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:

www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf

www.facebook.com/ZsolnayDeuticke

Datenkonvertierung E-Book:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

Für Will Tremper

Coffee black, cigarettes
start this day, like all the rest
first thing every morning that I do
is start missing you

Some broken hearts never mend
some memories never end
some tears will never dry
my love for you will never die

Rendezvous in the night,
a willing woman to hold me tight,
but in the middle of love's embrace,
I see you're face

Getextet von Wayland Holyfield, 1976
Gesungen von Don Williams, 1977

Teil Eins

Ich hatte mir geschworen, nie wieder einen Gedanken an Tara zu verschwenden.

Tara war für mich gestorben, sie war toter als tot.

Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich aufgeschreckt wäre, wenn jemand laut ihren Namen gerufen hätte, als ich zu später Stunde bei Fanelli in Soho an der Bar saß, ein Bier trank und in der *New York Times* blätterte.

In dieser Nacht vom fünfzehnten auf den sechzehnten April 2010, als die Aschewolke eines isländischen Vulkans sich am Himmel über Europa ausbreitete, habe ich den Schwur gebrochen – wohl wissend, dass die Zeit des Bedauerns kommen würde.

Manhattan, Mitte April 2010

Es war spät, das Fanelli kaum noch besucht. Ein paar Touristen saßen an den kleinen Tischen mit den rotweißkarierten Wachstuchdecken, ein Liebespaar aus Norwegen oder Schweden, drei betagte, mit Schmuck behängte Ladys aus Neumexiko, die unentwegt kicherten, ein bärtiger Mann, der einen dicken Roman von Richard Price las.

Ein anderer Mann im Tweedjackett hockte gekrümmt am Ende der Bar, die linke Hand stützte seinen Kopf, mit dem Zeigefinger der rechten malte er die Ringe nach, die sein Whiskyglas auf dem Tresen markiert hatte.

Joe, der Barkeeper, lehnte an der Flaschenwand, die Hände auf dem Rücken gefaltet, er starrte abwesend vor sich hin und erweckte den Eindruck, als habe er diese Spelunke schon zu Zeiten der Prohibition bewirtschaftet. Joe war ein ganzer Kerl, groß, Glatzkopf, Arme tätowiert. Auf seinem Oberkörper klebte wie eine zweite Haut ein weißes T-Shirt mit dem Aufdruck *New York T's Me*. Das Herz war rot, verwaschen. Links neben ihm hing eine verblasste Fotografie in einem Mahagonirahmen. Dylan Thomas, dachte ich. Ich glaubte den Dichter an seinem fleischigen Gesicht zu erkennen. Melancholisch blickte er auf sein Bierglas.

Ich saß auf einem Hocker gleich neben der Eingangstür. Durch das Fenster warfen rote Neon-Buchstaben ihr Licht auf das Holz des Tresens, Fanelli's Café – das N, das E und ein L hatten den Geist aufgegeben. Unter dem Leuchtschild vor der Tür standen zwei Männer und rauchten, einer von ihnen war der Kofferträger vom Mercer-Hotel gegenüber, der seine Schicht beendet hatte.

Ich war todmüde und wollte schon gehen. Aber Joe hatte mir, nachdem wir uns eine halbe Stunde unterhalten hatten, ungefragt ein drittes Bier serviert, ein Ale vom Fass, kohlrabenschwarz, es schmeckte nach Lakritze. Dazu hatte er mir die *New York Times* auf den Tresen gelegt.

»Eigentlich wollte ich mich gerade davon machen«, hatte ich gesagt.

»Eins passt noch«, hatte er knapp geantwortet. Die Schlangenfrau auf seinem Oberarm hatte dabei gelacht, so

als habe sie eine Ahnung davon gehabt, dass von all dem Ungemach des Tages mir das größte noch blühte.

Es war wirklich ein verfluchter Tag gewesen, dieser fünfzehnte April. Alles was schiefgehen konnte war schiefgegangen. Ich hätte in meinem nach Fisch stinkenden Pensionszimmer in Providence bleiben sollen – im Bett. Keinen Anruf annehmen, in kein Auto steigen, nichts.

Schon in aller Herrgottsfrüh wurde ich von meiner Schwester mit der Nachricht geweckt, dass unser Vater einen schweren Herzinfarkt erlitten hatte. Seine Lage sei ernst, sagte sie, seine Chance zu Überleben fifty-fifty, ich solle sofort nach Hause kommen. »Was machst du in Providence?«, fragte sie. »Wen bei uns, zum Teufel, interessiert denn ein Mord in der amerikanischen Provinz, der sich vor mehr als dreißig Jahren ereignet hat?«

Wahrscheinlich hatte sie recht. Seit fast acht Wochen recherchierte ich in Providence und Umgebung drei Mordfälle, die sich Anfang der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts dort zugetragen hatten und in die indirekt meine Familie verwickelt gewesen war.

Es sollte mein siebter Roman werden. Ich wollte ihn sogar Providence nennen. Der Name klang poetisch in meinen Ohren und geheimnisvoll, und wenn man ihn erklärte, beschrieb er eben nicht nur eine Stadt im Bundesstaat Rhode Island, sondern auch ein Gefühl, das Vorsehung hieß.

Doch ich kam einfach nicht voran. Die Zeugen von damals waren entweder tot, oder sie schwiegen.

Warum wollen Sie diese alte Geschichte wieder aufrollen?
Den Satz bekam ich mehr als einmal zu hören.

Auch das Treffen mit der Gerichtspsychologin, die den Fall damals zu beurteilen hatte, war ein Fiasko gewesen. Ich hatte die Frau in einem Heim am Point Judith in Narragansett südlich von Providence aufgespürt. Sie saß in einem Schaukelstuhl und blickte am Leuchtturm vorbei auf den Atlantik. Auf meine Fragen zu dem Fall ging sie nicht ein, stattdessen begann sie vom Kennedy-Mord zu reden und behauptete, lange die Geliebte des ehemaligen Präsidenten gewesen zu sein.

Dass Amerika heute von einem schwarzen Präsidenten regiert wurde, glaubte sie mir nicht. »Ein Neger ...«, sagte sie mürrisch.

Aber all das spielte für mich nach dem Anruf meiner Schwester keine Rolle mehr. Ich musste zurück nach Hause, zurück zu meinem Vater, der in einem Hamburger Krankenhaus am Tropf hing.

Fifty-fifty.

Schon mittags saß ich in einem Mietwagen von Providence nach New York. Es war eine furchtbare und quälende Fahrt, weil mir auf halber Strecke plötzlich einfiel, dass ich meinen Laptop mit allen Kontakten, Dokumenten und Recherchen in der Pension vergessen hatte. Ich überlegte kurz, ob ich umkehren sollte, gab den Gedanken aber schnell wieder auf. Auch wenn mein halbes

Leben auf dem Ding war, wenn mein Vater sterben sollte und ich ihn deswegen nicht noch einmal sehen konnte, würde ich mir das nie verzeihen. Ich rief in der Pension an und rang der Wirtin das Versprechen ab, das Gerät, egal, was es kostete, noch am selben Tag per FedEx auf den Weg nach Berlin zu bringen, wo ich in der Meinekestraße ein kleines Apartment besaß.

Das Flugzeug nach Deutschland habe ich an diesem Tag trotzdem nicht erreicht, es herrschte Chaos am Airport in Newark. Drei Stunden stand ich in der Schlange, um schließlich zu erfahren, dass ich den Flug vergessen konnte. Die Asche eines isländischen Vulkans hatte sich am Himmel über Europa ausgebreitet und den Flugverkehr lahmgelegt.

Zuerst glaubte ich an einen schlechten Scherz der kleinen Chinesin hinter dem Lufthansa-Schalter. »Unmöglich, Sir!«, sagte sie. »Keine Chance ... Heute geht kein Flugzeug mehr nach Europa.«

»Und morgen? Was ist mit morgen?«

»Nein, Sir, auch morgen wird keine Maschine fliegen, nächste Woche vielleicht ...« Ihr Lächeln wirkte wie in Stein gehauen. »Sorry, Sir!«

Ich war fassungslos. Sie schien mir die Verzweiflung anzusehen und versuchte mich zu trösten. »Life isn't meant to be easy«, sagte sie, während ihr Blick auf mein Ticket fiel. Ein wenig verzögert fügte sie dann »Mister Moskowicz« hinzu.

»Life isn't meant to be easy, Mister Moskowicz.«

Wie im Zeitraffer rasten noch einmal die Bilder des Tages an meinen Augen vorbei – Providence, meine aufgebrachte Schwester, mein Vater am Tropf. Würde ich ihn vielleicht nie wieder sehen, weil ein Vulkan tobte?

Die drei Frauen aus Neumexiko verließen kichernd das Fanelli. Joe warf einer von ihnen eine Kusshand zu und zwinkerte. Der Mann im Tweedjackett, der Richard-Price-Leser und das Liebespaar machten noch keine Anstalten zu gehen.

Ich saß vor meinem dritten Bier und blätterte in der *Times*, betrachtete die Fotos, las kleine Meldungen und wunderte mich, dass dem Ausbruch des isländischen Vulkans nur dreißig Zeilen zugebilligt worden waren, Griechenland hingegen, das in die Pleite zu schlittern drohte, hatte die Redaktion immerhin mit zwei Spalten bedient.

Eine Meldung bewegte mich besonders. In Frankreich sollte ein Gesetz aus dem November 1799 – das genaue Datum war mit dem sechszwanzigsten Brumaire des Jahres viii angegeben – abgeschafft werden, das den Frauen verbot, Hosen zu tragen.

Die erschütterndste Nachricht fand ich bei den Nachrufen, die ich immer mit großer Genauigkeit las. Heute waren drei Menschen gestorben, deren Leben von allgemeinem Interesse war.

Eine Überschrift stach mir sofort ins Auge.

Philipp Bach, German Poet and Novelist, Dies at 59

Die Zeile haute mich fast vom Hocker. Meine Ohren begannen zu glühen, meine Hände zitterten. Das Licht des Fanelli-Neons, das von draußen durch die Scheiben strahlte, färbte die Zeitungsseite rot. Vor meinen Augen breitete sich langsam eine Blutlache aus, alles verschwamm. Joe schien meinen Gemütszustand aus den Augenwinkeln beobachtet zu haben. »Noch ein Bier?«, rief er mir vom Ende der Bar zu, wo er sich inzwischen mit dem Mann im Tweedjackett unterhielt.

Ich nickte.

Philipp Bach war tot.

Wir kannten uns gut, sehr gut sogar, wir waren keine Freunde, weiß Gott nicht, aber wir kannten uns seit Jahren. Wir waren uns immer wieder über den Weg gelaufen und jede Begegnung hatte etwas Schicksalhafteres gehabt. Jetzt lag er unter der Erde.

Noch bevor ich mit der Lektüre des Artikels begann, fühlte ich, dass er keines natürlichen Todes gestorben sein konnte. Er musste umgebracht worden sein oder sich selbst umgebracht haben.

Ich nahm einen kräftigen Schluck aus dem neuen Glas und begann den Nachruf zu lesen. Nur flüchtig überflog ich Bachs Biografie – seine Kindheit auf Rügen, die Jugend in Ostberlin, die Flucht 1976 und das Leben in Westberlin bis zum Fall der Mauer. Und dann natürlich die Zeit danach im wieder vereinigten Berlin ... Das alles kannte ich wirklich

auswendig, und selbst wenn ich etwas vergessen haben sollte, es interessierte mich in diesem Augenblick nicht. Ich wollte wissen, wie Bach gestorben war.

Das erfuhr ich am Ende dieses Nachrufs, den eine gewisse Gretchen Rappaport verfasst hatte. Rappaport schrieb zwar ein wenig kryptisch, aber zwischen den Zeilen las ich doch so viel heraus, dass mir klar wurde, entweder hatte er sich zu Tode gesoffen oder sich ganz bewusst das Leben genommen. Einen Akt fremder Gewalt jedenfalls hatten die ermittelnden Behörden ausgeschlossen.

Bachs Leiche war am ersten April in der Nähe der Glienicker Brücke am Ufer der Havel gefunden worden.

Ich faltete die Hände hinter dem Kopf und starrte für einige Augenblicke an die Decke. Was mich erstaunte war das Gewicht, das Gretchen Rappaport dem literarischen Schaffen Bachs beimaß. Allein, dass sein Leben und sein Tod an dieser Stelle in der *Times* gewürdigt wurden, erschien mir so unglaublich wie absurd. Zugegeben, ich mag ein wenig neidisch und vielleicht sogar eifersüchtig gewesen sein, aber auch nach dem Abzug aller persönlichen Animositäten, die ich gegen ihn hegte, war es mir unerklärlich, wie ihm dieser letzte Coup gelingen konnte.

Es gab kein einziges Werk von Philipp Bach in amerikanischen Verlagen. Was von ihm auf Englisch übersetzt war, erschöpfte sich in zwei Gedichten und einer Kurzgeschichte im *New Yorker*, die in jenem Monat Mitte

der neunziger Jahre erschienen waren, als sein Stück *Der zweite Frühling der Margot H.* («*Springtime for Margot*») an einem New Yorker Off-Off-Broadway-Theater zur Aufführung gekommen war. Es wurde dort insgesamt fünfmal gespielt, bevor es wieder vom Spielplan verschwand. Einen wirklich nennenswerten Erfolg in Amerika konnte Bach lediglich drei Jahre nach seiner Flucht aus Ostberlin für sich verbuchen. Er hatte nach seinem Roman *Miss Bohemia* das Drehbuch für einen Film verfasst, der für den Golden Globe nominiert worden war.

Dass die *Times* seine Gedichte jetzt mit der Lyrik Heinrich Heines verglich und seine Stücke und Romane als künstlerische Meilensteine der deutschen Nachwendzeit bezeichnete, war lächerlich und maßlos. Außerdem stimmte es nicht ... Romane, im Plural, Philipp Bach hatte nur einen einzigen Roman (*Miss Bohemia*) veröffentlicht, und den auch schon zu Zeiten, als der deutsche Bundeskanzler noch Schmidt hieß.

Es war dieser Roman, der seinen Ruhm in Deutschland begründet hatte, es war dieser Roman, von dem er sein Leben lang zehrte. Bach war sechsundzwanzig, als *Miss Bohemia* 1977 in der Bundesrepublik erschien. In der naiven Annahme, das Buch hätte in der DDR eine Chance, veröffentlicht zu werden, wenn er die Geschichte in ein anderes Land verlegte, hatte er die Handlung in der Tschechoslowakei angesiedelt. Das war natürlich ein Trugschluss, das Manuskript wurde abgelehnt. Und so

entschloss er sich, zwei Tage nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns, das Land zu verlassen.

Im Herbst des darauffolgenden Jahres erregte Bachs *Miss Bohemia* großes Aufsehen in der Bundesrepublik. Allerdings nur dort, in anderen Ländern wurde dieses Werk wie alles, was er danach verfasste, kaum wahrgenommen.

Wie hatte er es also jetzt auf diese Seite in der *Times* geschafft? Wie war es ihm gelungen, fast gleichberechtigt neben einem verdienten und hoch dekorierten Menschenrechtler, einem engen Freund Martin Luther Kings, auf rund zweihundertfünfzig Zeilen in einer der bedeutendsten Zeitungen der Welt bestattet zu werden?

Ich legte meine Hände wieder auf den Tresen und ertappte mich dabei, wie ich den Kopf schüttelte.

»A last one for the road?«, fragte Joe, während er das leere Glas entsorgte.

Ich erschrak und sah auf die Uhr. Es war kurz nach zwei. Das Liebespaar und der Mann im Tweedjackett hatten sich bereits, von mir unbemerkt, verabschiedet, der Richard-Price-Leser war im Begriff zu gehen. Joe stellte das frisch gezapfte, schwarze Bier neben die *Times* und begann mit einem Lumpen den Tresen zu polieren, dabei piff er *Glory, Glory Hallelujah*.

Mein Blick fiel noch einmal auf die Seite mit dem Nachruf. Erst jetzt betrachtete ich die Fotografie genauer, die den Artikel illustrierte. Eigentlich waren es zwei Fotografien, in die größere der beiden war in die obere rechte Ecke ein Porträtfoto Bachs montiert, das ich kannte.

Immer wenn über ihn in irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift berichtet wurde, erschien dieses Foto. Es war bestimmt schon zwanzig Jahre alt, aber Bach hatte sich in den Jahren kaum verändert, er schien alterslos. Sooft ich ihn gesehen hatte, persönlich oder in Talkshows, unterschied sich sein Konterfei kaum von dem auf dem Foto. Bach wirkte immer kerngesund und so kräftig, als sei er in der Lage, das Berliner Telefonbuch in einem Zug in zwei Stücke zu zerreißen, was einem Wunder gleichkam, wenn man bedachte, wie viele Zigaretten und wie viel Alkohol er seinem Körper zumutete. Sein Haar trug er schon zu jenen Zeiten kurz geschoren als das bei Männern noch nicht in Mode war. Auch das ließ ihn jung erscheinen.

Aber es war nicht das Porträtfoto Philipp Bachs, das mich aufwühlte und mir in den nächsten Tagen zu schaffen machte, es war das große Foto, es war Tara – Tara, die ich aus meiner Erinnerung verbannt hatte wie Ludwig der Fromme seine Judith. Ich sah sie an Bord eines Kutters oder einer Schaluppe, sie stand an der Reling und schien zu lächeln, ihren Kopf bedeckte ein Südwester, dessen breite Krempe wie angeklatscht auf der Stirn lag, in der linken Hand hielt sie einen Fotoapparat.

Es regnete.

War sie es oder war sie es nicht?

Sie war es, zweifellos. Tara nahm an der Seebestattung Philipp Bachs teil. Um sie herum standen ein gutes Dutzend Männer, einer war der Bürgermeister von Berlin, ein anderer Bachs Verleger, der auch mein Verleger war,

ein dritter, den ich auch schon einmal gesehen zu haben glaubte, hielt Bachs Urne in den Händen. Die Bildunterschrift erzählte, dass die Asche des Dichters südlich der Insel Rügen der Ostsee übergeben worden war. Auf den Umlaut bei Rügen hatte die *Times* verzichtet.

Was hatte Tara veranlasst, sich dieser Trauergesellschaft anzuschließen?

Sie hatte ihn verlassen, wie sie jeden verließ. Auch mich. Weinte sie Bach nach? Und was war mit mir?

Ich verstand nichts mehr.

Ich zahlte meine Rechnung und verließ das Fanelli. Das Neonlicht erlosch, während ich die Prince Street Richtung Mercer-Hotel überquerte, wo ich mich am Nachmittag dieses Tages voller Schrecken und Zeichen weit über meine Verhältnisse eingemietet hatte.

Big Pine Key, Florida, 22. Dezember 2005

Tara – ich weiß nicht, wie oft ich den Tag verflucht habe, an dem wir uns zum ersten Mal begegnet sind.

Es war der Donnerstag vor Heiligabend 2005, als sie bei mir auftauchte. Ich saß mit Schröder, meinem fetten Kater, in Bettys altem Ohrensessel auf der Veranda und fragte mich, ob ich den Lesern des Romans, an dem ich arbeitete, ein Happyend schenken sollte oder ob es vielleicht doch ehrlicher war, das Buch tragisch enden zu lassen, als ein hellblauer 78er Lincoln Continental in der Einfahrt hielt. Aus den geöffneten Fenstern des Autos drang ein Country-

Song, ein Lied von Bobby Bare, glaube ich, vielleicht war es aber auch Roger Miller. Jedenfalls war es eines dieser Lieder, in denen es ums Saufen ging und um Frauen, die kein anständiger Mann mit seiner Mutter vergleichen würde.

Durch das Fliegengitter beobachtete ich, wie eine junge Frau auf der Fahrerseite aus dem Wagen stieg. Sie trug Cowboystiefel, weiße Shorts und ein durchgeschwitztes, blaues T-Shirt mit dem Aufdruck *It's better to be a pirate than to join the navy*, ihre dunklen Haare hatte sie zurückgebunden, auch sie wirkten feucht. Ich stemmte mich aus dem Sessel und ging neugierig ans Gitter.

Warum parkte die Frau in meiner Einfahrt? Was wollte sie von mir?

Sie reckte und streckte sich, wie man es nach einer langen Autofahrt tat, und als sie mich auf der Veranda hinter dem Fliegengitter entdeckte, lächelte sie.

Erst in diesem Augenblick ging die Beifahrertür auf, die Musik dröhnte jetzt noch lauter aus dem Wagen. Ich sah anfangs nur ein Bein in dunklen Jeans, das ebenfalls in einem Cowboystiefel steckte, dann eine Hand, die eine Flasche hielt, und schließlich den Mann, der dazu gehörte.

Es war Philipp Bach. Ich erkannte ihn sofort – sein schmales Gesicht, den rasierten Schädel, die athletische Figur. Bach boxte in einem Club in Kreuzberg am Engelbecken, er beherrschte den Sport gut. Seine Rechte hatte ich Jahre zuvor schon einmal zu spüren bekommen.

Was trieb ihn in diese Gegend? Er war nicht mein Freund, was tat er hier?

Es musste Ende Mai am Wannsee gewesen sein, dass ich ihn zuletzt gesehen hatte. Wir hatten uns auf dem Frühlingsfest unseres Verlags getroffen, und ich hatte ihm erzählt, dass ich im Begriff war, ein erschwingliches Haus auf den Keys zu mieten, um den Roman, der mich seit fast zwei Jahren umtrieb, in Ruhe zu beenden. In Berlin fand ich einfach die Kraft nicht, hatte ich gesagt.

»Die Kraft ... die Kraft ...!«, hatte er gereizt wiederholt.
»Zwei Jahre ...! Ein Haus auf den Keys ...! Was erzählst du da für einen Schwachsinn, du Tucke?«

Das Wort Tucke spuckte er voller Verachtung aus. Er wirkte angetrunken. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, dass man fürchten musste, er könnte wieder zuschlagen. Ich wollte keinen Streit und ließ ihn mit sich und seinem Zorn allein.

Jeder wusste, dass Bach seit Jahren an einem Mammutwerk schrieb, angeblich hatte er schon über zweitausend Seiten verfasst, ein paar davon hatte ich sogar gesehen, er hatte sie mir bei einem Treffen gezeigt. Darin vertiefen durfte ich mich jedoch nicht, nur einen flüchtigen Blick darauf werfen, so, als brauchte er einen Zeugen für die Qualen.

Jetzt stand er vor meinem Haus. Er drehte sich zweimal langsam um sich selbst und checkte die Gegend ab, dann ging er ein paar Schritte vor und trat neben der silbernen Postbox mit Wucht gegen die umgestürzte Mülltonne, die in

der Nacht zuvor, wie so oft, von Waschbären durchwühlt worden war.

Woher hatte er meine Adresse? Was wollte er hier? Er war bestimmt zweiundfünfzig Jahre alt, vielleicht sogar noch ein oder zwei Jahre älter, und trat gegen Mülltonnen. Ich verstand ihn nicht. Ich hatte ihn noch nie verstanden. Ich verstand nicht, wie ein Mann, der sich nach außen so gab, wie er es tat, so makellos schöne Kurzgeschichten und Gedichte schreiben konnte, dass einem bei der Lektüre schwindlig wurde.

Die junge Frau verschwand für einen Moment im Auto, die Musik verstummte. Bach trat ein zweites Mal gegen die Tonne. Es schepperte. Als die Frau wieder zum Vorschein kam, hatte sie einen Fotoapparat in der Hand, eine kleine silberne Kamera. Sie hielt das Gerät hoch über ihren Kopf auf mich gerichtet. Ich nahm an, dass sie ein Foto machte, warum auch immer, dabei lächelte sie wieder.

Bach sah auf die Eingangstür, die auf der linken Seite des Hauses ein paar Meter von der Veranda entfernt lag. Er schien mich, anders als seine Begleitung, hinter dem Fliegengitter noch nicht entdeckt zu haben.

»Moskowicz!«, schrie er. »Moskowicz? Bist du hier?«, er lachte laut. »Wir wollen Weihnachten mit dir feiern ... Hörst du, Moskowicz? Die schöne Tara und ich, wir wollen Weihnachten mit dir feiern!«

Dann hob er die Flasche und sang die ersten Zeilen von *Rudolf, The Red Nosed Reindeer*, das in jedem Restaurant

und in jedem Supermarkt hier seit Wochen nervtötend gedudelt wurde.

Ich brauchte nicht viel Fantasie, um mir vorzustellen, dass die folgenden Tage turbulenter, vor allem aber anstrengender werden würden, als ich es mir ausgemalt hatte. Sicher, ich hätte sagen können: Mach dich vom Acker, Bach! Nimm deine schöne Tara an die Hand und verzieh dich.

Bach hätte an meiner Stelle wahrscheinlich so oder so ähnlich reagiert, aber ich ... ich konnte das nicht. Es war einfach nicht meine Art. Und so wurde mir, noch bevor ich die Verandatür zum Vorgarten öffnete und der fette Schröder, aufgeschreckt durch den Lärm, blitzartig das Weite suchte, ganz schnell klar, dass die Feiertage einen anderen Verlauf nehmen würden als geplant.

Ursprünglich hatten Betty und ich vorgehabt, den Heiligabend bei mir zu Hause zu verbringen. Betty wollte einen Truthahn zubereiten, ich hatte bereits für italienischen Wein gesorgt und sogar für einen Tannenbaum von Winn-Dixie. In der Pfandleihe am Overseas Highway, in Hank's Pawn Shop, hatte ich Christbaumschmuck gekauft, der angeblich aus dem späten 19. Jahrhundert stammte und dänischer Herkunft war. Jedenfalls hatte Hank Brown das behauptet, als ich ihn herunterhandeln wollte. Hank war ein Gauner. Er hatte mir einmal eine von Mark Twain signierte Huckleberry-Finn-Ausgabe angedreht. Ein paar Wochen nach dem Kauf stöberte ich wieder in seinem Laden und entdeckte erneut

eine signierte Ausgabe des gleichen Romans aus dem gleichen Jahr. Als ich Hank ein wenig grimmig darauf aufmerksam machte, sagte er nur, Twain sei eben ein fleißiger Schriftsteller gewesen, wobei er die Betonung auf fleißig legte. Die Antwort klang wie ein persönlicher Vorwurf.

»Philipp!«

Tara – ich nahm an, dass sie so hieß – rief laut den Namen ihres Beifahrers und deutete mit der Hand, in der sie die Kamera hielt, auf mich.

Und dann noch einmal: »Philipp!«

Erst in diesem Augenblick entdeckte mich Bach auf den Holzstufen zur Veranda. »Da bist du ja, Moskowicz! Ich hab schon befürchtet, wir müssten ohne dich feiern.« Er lachte. »Du hast doch sicher noch ein freies Bett für mich und meine schöne, ein wenig durchgeknallte Geliebte. Wir kommen auch mit wenig Platz aus, wir lieben die Nähe.«

Auch das Mädchen lachte, es hielt die Kamera hoch und machte ein Foto von mir. Ich sah mich auf dem Foto in den roten Boxershorts mit den grünen Tannenbäumen – der Oberkörper nackt, die Beine nackt, mit nichts als den Boxershorts bekleidet. Sie waren ein Geschenk Bettys zum ersten Advent gewesen, sie hatte drei Paar zum Preis von einem davon gekauft.

Seit nunmehr fünf Monaten lebte ich hier auf Big Pine Key. Die Insel lag knapp dreißig Meilen nördlich von Key West entfernt, jenem Ort meiner Träume, wo ich mich

ursprünglich niederlassen wollte, um meinen Roman zu beenden. Eine romantische und vielleicht auch ein wenig verkitschte Vorstellung, ich weiß, aber zu meiner Verteidigung darf ich anmerken, ich war nie bis nach Key West gekommen, bis heute nicht. Ich habe weder Hemingways Haus gesehen noch den Sonnenuntergang am *southernmost point* der kontinentalen Vereinigten Staaten, und bin auch nie in Sloppy Joe's Bar auf einen Mojito eingekehrt. An der letzten Tankstelle vor der Seven Mile Bridge entdeckte ich an einem schwarzen Brett einen Anschlag: *Big Pine, Haus zu vermieten, 999 Dollar monatlich, Telefon ...* Ein paar Stunden später war ich Mieter dieses Hauses. Weil ich drei Monate im voraus zahlte, war es mir sogar gelungen, den Zins um 99 Dollar herunterzuhandeln.

Big Pine Key gehörte zu den größeren Flecken Land der Inselkette, hier herrschten Langeweile und Müßiggang. Die Bewohner waren wie der Pfandleiher Hank Brown kleine Geschäftsleute und deren Angestellte – Bootsverleiher, Hoteliers, T-Shirt- und Muschel-Verkäufer, es gab aber auch viele Rentner auf der Insel, Vietnam-Veteranen, Aussteiger und, im Winter, betuchte Menschen aus dem Norden, die der Kälte entflohen. Von den Einheimischen wurden diese *snowbirds* wenig geschätzt. Die einzige Attraktion, mit der sich Big Pine schmücken konnte, waren Rehböcke und Rehkühe, die kaum größer waren als deutsche Pudeln. Wegen dieser sogenannten Key Deers, die hier wie Haustiere umherstreunten, hatten die Behörden

die Höchstgeschwindigkeit auf den Straßen auf fünfundzwanzig Meilen begrenzt. Dadurch verlangsamte sich der ganze Lebensrhythmus. Auf Big Pine Key spielte sich das Leben in *slow motion* ab.

Für mich erweckte der Ort auf den ersten Blick den Anschein, das ideale Terrain für meine Arbeit zu sein. Ich musste mich um nichts scheren außer um meinen Magen und die weißen Seiten, die ich bis Ende Februar zu füllen hatte. Sah man einmal von Betty McNamara, Bill Smith und Paul Munder ab, pflegte ich auch keine sozialen Kontakte. Mit Betty, Bill und Paul spielte ich Sonnabendmorgens immer Tennis.

Paul war ein Schweiger, er stand pünktlich um acht auf dem Platz und war um eine Minute nach dem Match wieder verschwunden. Außerhalb des Spielfeldes habe ich keine drei Sätze mit ihm gewechselt. Betty und Bill hingegen waren meine Freunde geworden. Bill arbeitete im Sheriff-Office von Big Pine. Der Job war schlecht bezahlt, und so hatte er sich ein zweites Standbein als Kammerjäger geschaffen. Auf seiner Visitenkarte stand in halbfetten Buchstaben *Kill Bill*, eine Zeile darunter: *The Best Exterminator South Of Alaska*. Auf der Rückseite der Karte unterhielten sich eine Ratte und eine Termite, beide waren gleich groß abgebildet. »Hast du Hunger?«, fragte die Ratte die Termite, und die Termite antwortete: »Ich könnte das ganze Haus auffressen, aber Kill Bill war gerade hier.«

Das Geld, das Bill als Kammerjäger verdiente, sparte er, um mit fünfzig auf die Philippinen auszuwandern, wo seine

Frau und sein kleiner Sohn lebten, die er nur zweimal im Jahr sah. Zur Polizei nach Big Pine war er Anfang des Jahrtausends versetzt worden, strafversetzt. Er behauptete in Detroit, woher er stammte, in Ausübung seiner Pflicht ein bisschen zu schnell die Waffe gezogen und einen Schwarzen erschossen zu haben.

Betty musste lachen, als Bill nach einem Tennismatch die Geschichte beim Brunch in Rita's Diner am Overseas Highway zum Besten gab. »Billyboy will uns einen Bären aufbinden, Lukas. Glaubst du nicht auch?« Sie lachte richtig laut und sagte: »Strafversetzt ... so ein Bullshit! Dann muss man sich ja fragen, warum nicht jeder Cop in Detroit einen Neger abknallt, wenn er damit der Scheißstadt goodbye sagen darf und mit der ewigen Sonne belohnt wird.«

Betty hatte den Humor eines Cowgirls der vorletzten Jahrhundertwende, sie war hübsch, auch wenn sie ihrer Meinung nach ein paar Pfunde zu viel mit sich herumtrug. Ihre kurzen, roten oder rot gefärbten Haare und die Sommersprossen ließen sie jünger erscheinen, als sie war. Wenn es stimmte, dass sie am ersten Tag der Kubakrise das Licht der Welt erblickt hatte, musste sie im Sommer 2005, als wir uns kennenlernten, zweiundvierzig Jahre alt gewesen sein. Auf Big Pine lebte sie seit drei Jahren, sie war aus Palm Beach hierher gezogen, wo sie – betrachtete man die Uhr an ihrem Handgelenk und den Schmuck, den sie zu ihrer Geburtstagsfeier getragen hatte – ein weitaus komfortableres Leben geführt haben musste als hier auf

der Insel. Irgendein Schicksalsschlag hatte sie in Palm Beach so hart getroffen, dass ihre Welt von einem auf den anderen Augenblick aus den Fugen geraten war.

Versuchte man Betty das Geheimnis zu entlocken, versiegelte sie mit Mittel- und Zeigefinger ihre Lippen. Auf Big Pine Key lebte man wie in einem Kokon, die Vergangenheit blieb außen vor.

In dieser kleinen, heilen Welt, in diesem Mikrokosmos, in dem man nichts zu fürchten hatte außer einen Hurricane ... in dieser Idylle, in der ich mir einbildete, so klar denken und schreiben zu können wie seit langem nicht mehr, hatte mich nun aus heiterem Himmel die Berliner Wirklichkeit eingeholt. Vom ersten Moment an wusste ich, dass Bachs unerwartetes Auftauchen für mein Seelenheil Unheil bedeutete.

Drei Stunden nach dem Überfall saßen wir zu dritt in meinem uralten schwarzen Pickup und fuhren ein paar Meilen Richtung Süden, Richtung Summerland Key dem Sonnenuntergang entgegen. Tara hatte Hunger, einen Mordshunger, wie sie sagte, wenn sie schon hier sei, zwischen zwei Meeren, wollte sie Hummer essen. Sie sagte es so bestimmt, dass keiner, weder Bach noch ich, daran zweifelte, sie könnte nicht das bekommen, was sie wollte.

Wir hockten auf der zerschissenen und an einigen Stellen mit rotem Leder grob geflickten schwarzen Bank des Pickups – ich hinterm Steuer, Tara in der Mitte, Bach ganz rechts. Links von uns lag der Atlantik, auf der

anderen Seite der Golf von Mexico. Beide Wasser wirkten wie riesige, stille Pfützen. Bach suchte einen Country-Sender, seine knochigen Finger drehten nervös am Knopf des Radios. Taras Blick folgte dem Overseas Highway, dann und wann schoss sie ein Foto mit der silbernen Kamera. Sie trug ein blaues Wickelkleid mit roten Punkten und eine Sonnenbrille mit kleinen Schmetterlingen an den Scharnieren, auch das Band, das ihren Pferdeschwanz zusammenhielt, zierte ein Schmetterling.

Wir schwiegen.

Kurz bevor wir uns zu Monte's Restaurant & Fish Market aufgemacht hatten, hatte sie geduscht, im Auto roch es jetzt nach Pampelmuse, so frisch wie eine ganze Plantage. Gelegentlich, wenn ich einen Gang herauf- oder herunterschaltete, berührte meine rechte Hand flüchtig ihr Knie.

Ich fragte mich, wie alt sie sein mochte ... Neunundzwanzig? Dreißig? Was fand sie an Bach? Sie war sicher ein Vierteljahrhundert jünger als er.

Vielleicht hatte sie sich in ihn verliebt, nachdem sie ein Gedicht von ihm in der Schule gelesen hatte, vielleicht hatte sie sich aber auch in der Titelfigur des Romans *Miss Bohemia* wiedererkannt. Das war durchaus möglich, denn auch mich hatte Tara vom ersten Moment an die Heldin des Buches erinnert. Sie strahlte die gleiche Unerschrockenheit aus, die gleiche Wildheit, und ihr Lächeln glich verblüffend dem des Mädchens in dem Film, der nach dem Roman gedreht worden war. Wenn man das

Mädchen auf dem Plakat, das damals für den Film warb, mit Tara verglich, sahen sich die beiden erstaunlich ähnlich – die hohen Wangenknochen, die hohe Stirn, die makellosen Zähne. Ich bildete mir sogar ein, den leichten Silberblick in Taras dunklen Augen zu erkennen, den Bach seiner Heldin angedichtet hatte.

Als wir schließlich bei Monte's an dem massiven Holztisch saßen und das Dach aus Segeltuch sich über unseren Köpfen im aufkommenden Wind blähte, erinnerte mich Tara immer mehr an dieses Geschöpf, dem mein ungebetener Besucher seinen frühen Ruhm verdankte. *Miss Bohemia* war die Geschichte der dreiundzwanzigjährigen Pragerin Sabina Krenova, die Anfang der siebziger Jahre in der Tschechoslowakei die »Ermordung« ihres Vaters rächte, eines Bildberichterstatters, von dem die ersten Fotos der toten Demonstranten und ein Augenzeugenbericht über den Einmarsch der sowjetischen Truppen im August 1968 in der West-Presse erschienen waren. Ohne Prozess saß Pavel Kren bis Juni 1969 im Kerker. Im Dezember desselben Jahres starb er an den Folgen einer verschleppten Lungenentzündung, die er sich dort zugezogen hatte.

Es war seltsam, wie dieser Roman, um den ich Philipp Bach lange Zeit beneidet hatte, beim Anblick Taras in mir plötzlich wieder zum Leben erwachte. Ich sah Tara und dachte an Sabina. Wie lustvoll Tara die Langusten, Muscheln, Austern und Krabben aß, die sie sich als Jumbo Platter für 29 Dollar 95 bestellt hatte, wie sie mit einem